



花竹柏精华:

Butcher Broom Extract



雷公根精华:

Centella Asiatica Extract



透明質酸保湿精华

Hyaluronic Acid Moisturizing Serum

含有透明质酸——透明质酸(Hyaluronic Acid)是天然存在于人体皮肤中的一种多糖类物质，具有强大的保湿能力，能锁住皮肤水分，防止水分蒸发，使皮肤水润、细腻、柔软。透明质酸还能刺激胶原蛋白的合成，使皮肤弹性增加，延缓衰老。Rote Fabrik透明质酸保湿精华，采用天然植物萃取，不含任何化学成分，温和不刺激，是护肤界不可缺少的保湿圣品。

Happy Valentine's Day
Romance our love with Rose

Rose White Nourishing Set
露花碧尊貴護理套裝
Luxurious Derma Care Set

玫瑰系列
Rote Fabrik
露花碧尊貴護理套裝
Luxurious Derma Care Set
精华+洁肤乳+嫩白水+面霜+眼霜

自情人节开始，玫瑰就一直是爱情的象征。Rote Fabrik露花碧尊貴護理套裝，以天然玫瑰精萃为核心，结合多种珍贵成分，为肌肤提供深层滋养与呵护。无论是洁面、保湿还是修护，这套产品都能让您感受到大自然的温柔力量。让您的肌肤在情人节当天绽放出最美的光彩。



零污染 零瑕疵 零暗啞 千絲萬縷白滑肌

全新 Anni-Pollution

零污染淨肌卸粧潔面 +魔力蠶絲凝膠

使用魔力蠶絲凝膠7天，
100%女士用後感覺有別於一般卸粧潔面產品，
潔淨度提高66.8%肌膚亮度提升85%。
持續使用，肌膚好氣色自然白滑。

魔力蠶絲凝膠 VS 普通潔面凝膠
Anni-Pollution魔力蠶絲凝膠採用天然蠶絲蛋白與多種植物精華，能深入毛孔，有效卸除污垢，同時為肌膚提供天然保湿与修护。相比普通洁面产品，它更温和、更有效，让您的肌肤在卸妆的同时得到滋养。



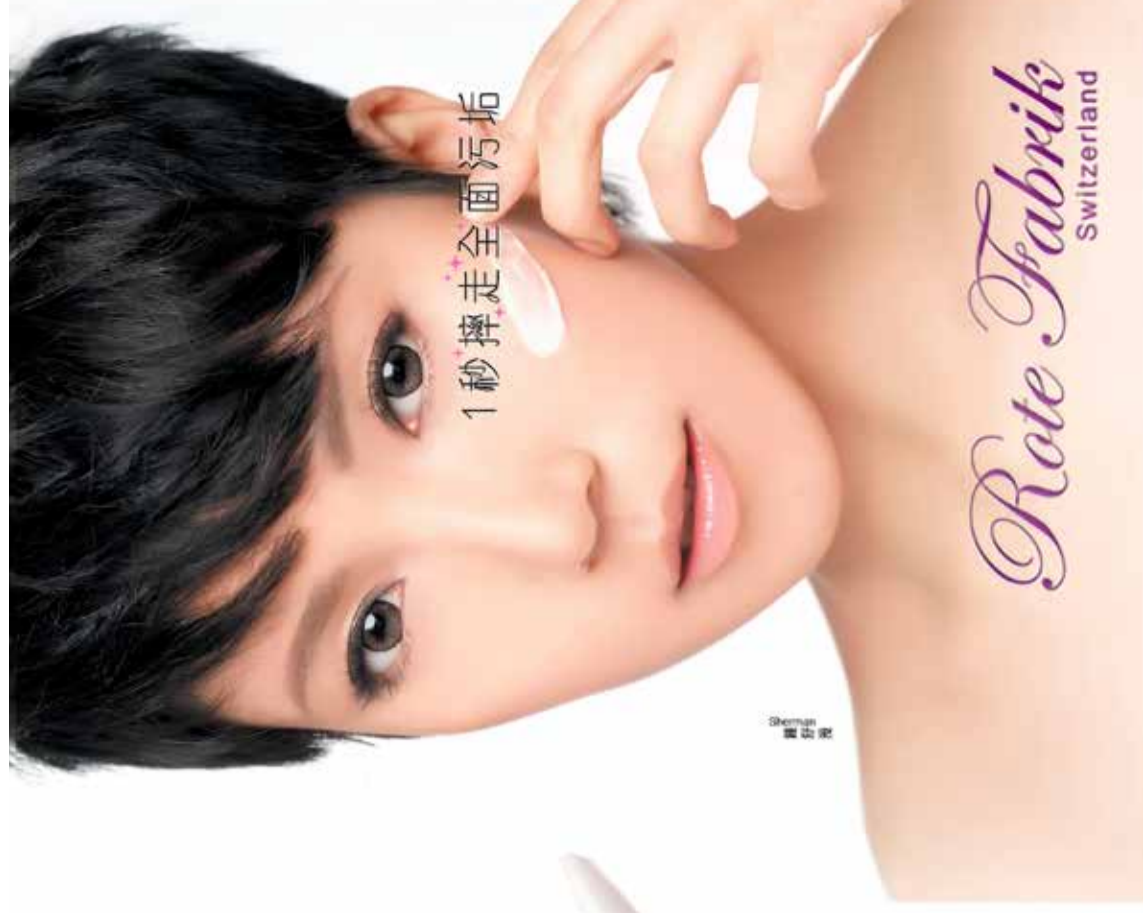
卓韻 BONJOUR

當肌膚遇上皇室玫瑰.....

Rote Fabrik

自古以來，玫瑰經已深受女士們的寵愛。玫瑰被當作維納斯的象徵，她是管理愛情、藝術及一切美的創造之花中女王。瑞士Rote Fabrik以最上等的皇室百瓣玫瑰萃取出珍貴玫瑰精油，將玫瑰的美肌功效提升至極高水平，從而創造出整個玫瑰

FZ362 - Die Alternative zur Alternative



1秒掙走全面污垢

Rote Fabrik
Switzerland

EDITO

Es war eine der Forderungen der 80er Bewegung an die Stadtzürcher Politik: «Lasst uns die Rote Fabrik». Und die Stadt liess ihnen die Rote Fabrik. Seither sind vierzig Jahre vergangen, in denen die Rote Fabrik ihre Rolle als gesellschaftliche und kulturelle Alternative wahrgenommen hat. Und dennoch, «Lasst uns die Rote Fabrik» forderten in den vergangenen vierzig Jahren, wenn auch im übertragenen Sinn, immer wieder neue Gruppierungen. Die Frage nach ihrer Identität, was die Rote Fabrik ist, und was sie sein soll, war bereits in den ersten Jahren ein oft diskutiertes Thema und ist es bis heute geblieben. Das ist wenig überraschend, wenn berücksichtigt wird, welch unendliche Projektionsfläche sich allein durch den Begriff der «Alternative» eröffnet.

Dies allein ist Anlass genug, sich einige der realisierten und nicht realisierten Alternativen nochmals vorzunehmen. Denn zur Institution, wie wir sie heute kennen, wäre es beinahe nicht gekommen. «Die Rote Fabrik muss stehen bleiben» forderte 1973 die SP Zürich in einem Flugblatt. Mit ihrem Vorstoss stellte sie die Ampeln um – weg von den Plänen für eine sechsspürige Seestrasse und dem damit verbundenen Abriss des damals 75-jährigen Fabrikgebäudes, hin zu einem Kultur- & Freizeitzentrum. Die erste dokumentierte Vision für ein nicht-elitäres Kulturzentrum wurde kurz danach – nicht durch die Bewegung – sondern mit der «Thearena» durch den Schweizerischen Werkbund formuliert. Und obwohl dieser sich Ende der 1970er Jahre aufgrund des immer breiteren Interesses an der Roten Fabrik durch zahlreiche Gruppierungen

zurückzog, so hat er mit der «Aktionshalle» die Rote Fabrik bis heute geprägt. Weniger erfolgreich war dagegen die Idee eines taiwanesischen Kosmetikherstellers, unter dem Namen «Rote Fabrik Switzerland» den chinesischen Markt für Schönheitsprodukte zu erobern – Die Marke wurde 2019 eingestellt. Doch was ist eigentlich mit der Motion des «Verein aktiver Senioren», die 2003 eine Umnutzung der Roten Fabrik für Alterswohnungen vorschlug?

Sieben Autor*innen erzählen in dieser Ausgabe von Schrödingers Roten Fabrik: Wie sie war und ist, aber vor allem: Wie sie hätte sein können, sollen, müssen – oder noch werden könnte. Damit nicht vergessen geht, dass es immer auch eine Alternative zur Alternative gibt. Damals, heute und in Zukunft.

VERWALTETE VISIONEN

Von der Stadt Zürich sollte es verwaltet werden, das Kultur- und Freizeitzentrum. So verlangte es die 1973 lancierte Initiative der SP zur Erhaltung und Umnutzung der Rote Fabrik. Betraut mit diesem etwas ungewöhnlichen Geschäft, setzten sich die Mühlen der städtischen Verwaltungsbürokratie mit beträchtlicher Verzögerung und unter einigem Geächze in Bewegung. Bis Betriebstemperatur erreicht war, hatte der Gemeinderat längst einen – 1977 von der Stimmbewölkerung angenommen – Gegenvorschlag zur Initiative ausgearbeitet, der eine Vermietung an im öffentlichen Interesse tätige Organisationen und damit die Übergabe des Kulturbetriebs an eine private Trägerschaft vorsah. Eine neue städtische Amtsstelle für die Rote Fabrik war damit eigentlich vom Tisch. Doch wenn die Verwaltung einmal Fahrt aufgenommen hatte, war sie so schnell nicht wieder zu stoppen. So produzierte die intern eingesetzte Arbeitsgruppe Ende der 1970er-Jahre weiterhin unermüdlich Entwürfe für das geplante Kultur und Freizeitzentrum unter der Federführung der Stadtverwaltung.

Die dabei entstandenen Dokumente und Entwürfe atmen noch den Geist der Nachkriegszeitmoderne, zwischen technokratischem Zukunftsoptimismus und sozialem Konformismus. «Die Umgebung soll vor allem als Familienaufenthaltort geeignet sein», waren sich die Verantwortlichen von Sozialamt und Präsidialabteilung in Bezug auf das Areal einig. Während einige Gebäudeteile an Werkstätten und Kulturbetriebe wie das Opernhaus vermietet sowie für ein arbeitslosen-Integrationsprogramm genutzt werden sollten, würde der Rest des Areals entsprechend für Spielen, Basteln, Sport und Hobbies zur Verfügung stehen. Im Aussenbereich würde das Gartenbauamt nach Abriss der seeseitigen Fabrikteile eine Parkanlage gestalten. Diese wurde nie realisiert – zu erwarten gewesen wären asymmetrisch-verspielte Geometrien und kontrastreiche Kombinationen von Beton- und Natursteinelementen, wie sie sich etwa in den damals stilprägenden Werken des Landschaftsarchitekten Willi Neukom fanden. Als Zentrum und Treffpunkt war eine

Cafeteria angedacht, nach dem Vorbild der modernen Kantine der eben erbauten ETH Höggerberg, idealerweise vom Zürcher Frauerverein betrieben und selbstverständlich alkoholfrei. Anderes sei gar nicht vorstellbar, da ein Betrieb an dieser Lage unmöglich eine Rendite abwerfen würde. Die Lage war es denn auch, die den Beamten Kopfschmerzen bereitete. Wie würden die als Zielgruppe anvisierten glücklichen Kleinfamilien auf ihrem Sonntagsausflug überhaupt zur Roten Fabrik gelangen? Fehlte doch auf dem Grundstück der Platz für das wesentliche Emblem der Schweizer Nachkriegsidylle – das Auto.

Doch nicht alle der Verwaltungsmitarbeitenden waren in den Denkschleifen von Expressstrassen, Normalverbrauchertum und Grossmassstäblichkeit der Hochkonjunktur gefangen. Der freisinnige Urs-Peter Müller hatte etwa schon vor seinem Stellenantritt als Sekretär des Zürcher Stadtpräsidenten Sigmund Widmer mit seinem Projekt eines autonomen Jugendzentrums in Solothurn ein gutes Gespür für den gesellschaftlichen Aufbruch in den 1970er-Jahren bewiesen. In einem dicken Dossier zur Roten Fabrik aus seiner Feder plädierte er eindringlich für die integrale Erhaltung der Gebäude mit dem Argument, dass der «Fabrikcharakter» neuerdings und auch in der absehbaren Zukunft als «modern», sprich angesagt, gelte. Die Hallen würden sich für eine polyvalente Nutzung im Rahmen verschiedenartiger kultureller Projekte hervorragend eignen. Auch Müller schwebte ein gastronomischer Betrieb auf dem Areal vor, jedoch nicht im Kantinenstil, sondern mit der Lizenz für eine Gartenwirtschaft, damit die Gäste von der idyllischen Lage direkt am See profitieren könnten. Der Untergrund sei dabei zu kieseln und ja nicht zu asphaltieren, warnte der atmosphärenbewusste Müller. Und in Bezug auf den geplanten Kinderspielplatz hielt er fest: «Von Stahlrohrgerüsten und Betonröhren ist dabei abzusehen. An ihrer Stelle sind Spielgelegenheiten zu planen, die Kinder zu kreativem Tun anregen.»

Müller hatte den Blick für das, wofür seine Beamtenskollegen blind waren, nämlich

das Potential der Umnutzung der historistischen Fabrikanlage als Ort eines mediterranen savoir-vivre und vielfältiger kreativer Aktivitäten einer pluralen Gesellschaft. Im Vergleich mit der damaligen Stadtverwaltung wirkt er geradezu wie ein postmoderner Visionär. In einem Punkt blieb er aber ganz moderner Bürokrat: Die Übergabe an die IGRF als privater Trägerschaft nach dem bewegten Sommer 1980 war ihm als Bürgerlichem ein Dorn im Auge. Kurzfristig – und zu spät – brachte er im Spätsommer 1980 eine andere Gruppe von Bewerbern ins Spiel: die Macher der kurz zuvor abgebrannten «Weissen Fabrik» an der Nordstrasse. Deren Konzept eines «völlig gesetzeskonformen», «nach unternehmerischen Grundsätzen» geführten und damit von Subventionen unabhängigen Kulturbetriebs hätte es ihm vermutlich wesentlich erleichtert, das Zepter aus den Händen zu geben.

Eine Gelegenheit, in der Roten Fabrik mitzumischen, bot sich den umtriebigen Kulturmanagern von der Nordstrasse einige Jahre später dann doch noch: Der damalige Mitinitiant Heinz Aebi, nun selber Stadtbeamter, war als Adjunkt der Präsidialabteilung Mitte der 1980er-Jahre für die Rote Fabrik zuständig. Hier fühlte er sich offenbar kraft seines Amtes frei, die Aktionshalle ausgiebig mit einem von ihm zusammengestellten – und kommerziellen – Musikprogramm zu bespielen – sehr zum Leidwesen der IGRF, die sich vom ehemaligen Konkurrenten Aebi «unter Beschuss» und sabotiert fühlte. Und so nahm die spannungsvolle Geschichte der Roten Fabrik auf ihrer Suche nach der Autonomie und den behördlichen Bestrebungen, das Kulturzentrum am See in die eigenen Strategien und Pläne einzupassen, ihren Lauf...

Von Nadine Zberg

Dieser Artikel stützt sich auf Quellen der Stadtverwaltung zur Roten Fabrik, die im Stadtarchiv Zürich einsehbar sind.

Nadine Zberg ist Historikerin und forscht an der Universität Zürich zur Politisierung der Stadtentwicklung in den 1970er-Jahren.

Rote Fabrik
Switzerland

“ 防曬不溶妝 ”

炎夏 · 日間 · 美

珍貴玫瑰精華 締造完美妝容

炎炎夏日，又塗防曬又塗妝前底霜，麻煩至極，玫瑰嫩白日間保護乳SPF30質地透柔滑，易吸收、不油膩，可保護素顏及均勻膚色，防曬+妝前底霜2in1，令粉底更貼服自然，妝容更持久鮮明，即使面部出油都絕不會出現溶妝的情況。

玫瑰嫩白日間保護乳SPF30能全面阻隔紫外線及對抗外來環境的侵害，如自由基、污染物及壓力等；玫瑰精華油內的各種活性成份、美肌的微量元素、維他命C及抗氧化物，能滲入肌膚內推動多種修護作用，為肌膚提供全面性及徹底性的改造，能強化肌膚抵抗力，能發揮去黃、抗衰老；再配合鎖水成份，一整天不斷保濕、更生。



防曬 + 妝前底霜 2 in 1

玫瑰嫩白日間保護乳SPF30

CLOSED LOOPS

Late August, with the intel of a dear friend, I came across the double «Rote Fabrik». One is the cultural institution, a former factory located in the Wollishofen neighborhood of Zürich, Switzerland; the other is a Taiwanese beauty product company that sold skin whitening products. The brand’s website, which is now offline, claimed that it was named after a German rose-cultivating expert, described as «The King of Roses.» This fictional persona of Rote Fabrik seems to be somewhat a figure of authority since the roses he cultivated are award-winning in an also non-existing prestigious «German Rose Program.» As I was reading the description, I couldn’t help the urge to construct an equivalent image for this Rote Fabrik. If there was an advertisement of this Mr. Rote Fabrik, he must have been incarnated as a white man in his fifties, fiddling with test tubes in a spotless white lab coat with his serious face and piercing sharp eyes, which declare his German qualities. With the slogan on the website said, «Beauty Energy comes from Nature», everything looks like a coordinated and wholesome scam.

I was not at all surprised by such serendipitous and absurd contradictions. Growing up in China, I have habituated myself in such «Western-dominated» beauty standards, and well used to the idea of light skin tone being a part of it. We see stars and idols smiling and glowing in giant billboards everywhere, persuading us to renounce and even be ashamed of the natural color we were born with. Girls could have been rebuked by their parents and mocked by their peers for not being «white». Pale and unblemished skin is a central aspect of femininity and social identity among urban Chinese women. A report in 2009 indicates that skin whiteners play a significant role in the cosmetic market, accounting for one-third of all facial skin care products sold in China. As I searched the keyword «skin whitening product in china» on Google, the top results recommend 72.321 products for me, and that are seldom the ones sold on Alibaba, China’s biggest e-shop.

But what is truly appreciated in the West? It wasn’t until the thrive of social media and my own experience of studying abroad that made me realize that all skin colors are celebrated and can be equally beautiful. We seem to have missed something important in the East, I thought. And this was also when I found myself being the one surprised: not because of the so-called diverse beauty standards, but the tone of Western media tends to use when reporting how Asian women crave pale skin. It was hard for me not to sense the condescending and arrogant framing of such a phenomenon and the criticizing and castigating of people who are actually ily affected by such narrow opinions. How was the skin color we were born with sabotaged and replaced by an anachronistic, monologic, and appropriated pseudo-Western standard?

Historically, skin bleaching started back in the Victorian era, where European women paint their faces white with powder and paint, even with lead in it. At that time, when racial segregation was still strictly executed, whiteness was being defined as the symbol of purity and also embodied other good virtues. As much as we find it unbelievable of the fact that how women were poisoning themselves in pursuit of whiteness with lead paint and arsenic wafers, it may also be equally astonishing and worrying to view the efforts Asian women make to be white.

It is an inevitable byproduct of a long-standing male-dominated society, where women are commonly depicted as and expected to be obedient indoor housewives. Such oppression

against women has been considered as a fine tradition in many East Asian countries and sadly still practices its influences, with an up-setting acceleration. Even in modern East Asia, the tanned darker skin tone is inevitably associated with social subordination, since it is regarded as a proof of fieldwork by the extension of poverty. The vivid memories of war, hunger, and the shame that comes behind are still ghosting above the continent. People reject them out of fear, as well as everything that signifies them. And when one fears, they come to find comfort and safety out of instinct, from whoever possesses the power of discourse. The mimicry, or even the fetishism, towards the West – or whatever appears to have a western root – came as a corollary and reached its apex in recent years. The pale skin became a symbol for the petite bourgeoisie, a persuasive appearance for the myth, as Roland Barthes may suggest, of wealth, social status, and internal virtues. These symbols are like the shadows cast onto Plato’s cave, luring consumers to reach for the luminous promises out of their range. But what projected such illusions? Who is pulling the strings for their own sake?

Although social stratification based on skin tone is not a novel concept in China, it has now indeed taken on a new dimension. This white skin ideal also grew with China’s exposure to Western and Japanese cultures, but not only; it was reinforced by the craze for the South Korean K-pop, where singers invariably have a snowy complexion. The growing popularity of K-pop and K-beauty became the power engine for the South Korean beauty product industry. According to the «2018 Global Cosmetics Industry White Paper» published by the state-financed Korea Trade-Investment Promotion Agency KOTRA, Korea’s cosmetics exports in 2017 totaled US\$4.96 billion, a fourfold increase from 2013. Some of the most popular Korean beauty products are blemish balm (BB) creams, color correction (CC) creams, serums, essences, ampoules, seaweed face masks, and scrubs, most of which were designed for altering skin color and covering imperfections.

With the rise of digitalized commercialization and consumerism, cosmetic companies have capitalized on this opportunity to provide beauty products for women. Although the claims of the skin whitening function are somewhat dubious, consumers still strain for them. And capitalism and its ruthless operations seize every possible chance to profit and deepen this outdated and inappropriate doctrine. Luxury brands imported into China certainly adapted for such mania. Take Chanel’s popular CC Cream as an example: there is no packaging difference between the ones sold in France and those in China; however, when using the shade under the exact name – on the trade’s universal gradient – the ones sold in China would significantly lighten the skin. Korean Cosmetics La Neige is a well-known trademark in China, with part of its success coming from the use of a French brand name meaning «the snow» that guarantees consumers a certain level of quality and credibility. And it is for the very same reason that the name Rote Fabrik shall appear in such an altogether irrelevant context in the far East where it adapted a life as another indigenously reinvented myth.

The irony that lies in here is how naturally we perceive this as merely another funny anecdote of «the East plagiarizing the West», rather than a chance to reflect on the influence of Eurocentric aesthetics. This form of color colonialism is nevertheless a portrayal of consumer capitalism and the design or the tech giants which have

co-opted it. We have witnessed in modern history how the extraction of wealth takes many forms: the pillaging of indigenous lands, cultural appropriation and invasion, by whatever means.

Acknowledge it willingly or not, design has been an indispensable catalyst of such malevolence. I do not intend to attack those who designed the website or package for the Taiwanese twin of Rote Fabrik, or any designer in specific. Instead, think about the global post-war modernization movements: isn’t the idea of building a universal, neutral visual standard itself an expression of erasure and consolidation? One example is how its essential tool kit, the Latin script typefaces, is inherently inaccessible to billions of people, including the visually impaired, non-literate, and who uses other languages. And its prevalence is because of nothing but the history of western imperialism and the extended white supremacy. As much as designers may proclaim the divorce of visual aesthetics and content, their practice is exactly what combines the two. It can be as destructive as how influential it can be, and this is the reason why we should have such reflections and be vigilant about any universal ideology: are they truly inclusive and considerable enough for its targeted audiences, or merely another attempt of consolidating the existing white supremacy? This kind of internally-favored established rhetoric is not only detrimental to the profession itself but also deepens the insidious gap between those who have the power of discourse and their non-homogenous audiences.

For someone like me who has not yet had the chance to visit the Rote Fabrik center, I imagine that it must be a pity not to be able to enjoy its scenery, programs, and live performances. And it may be equally a shame for only having known the brand Rote Fabrik and its products. What would a faithful customer of their whitening products feel when accidentally discovering the cultural venue, like I happened to stumble on both? Would they denounce the brand’s authenticity, or would they continue purchasing their products and living with all this behind? Or they had already acknowledged the glamorous fraud of commercial branding and advertising yet regard this as criterial programming for a local but whiteness-promoting company. What is both saddening and intimidating is that we seem to no longer respond to such cultural appropriation as we perceive the appropriated one as culture itself. The contemporary Tower of Babel falls not only because of language but neoliberal capitalism. Culture and cultural communication seem to be one of the pillars that are still supporting this grand illusion of humans as a whole.

I can’t help wondering that if the building of Rote Fabrik was indeed demolished in the early 1970s for widening the adjacent street, would this Taiwanese brand still be? Or would it have simply taken on a different name and lived the life precisely the same as it has? It could have been Usine Verte or Azul Fábrica, as the Rote Fabrik was sacrificed to urban renovation and eternally gone in history. The leftist gatherings and movements could happen anywhere else, but could there have been another place that bears such a powerful and exciting name from its appearance, as well as a profound proletarian history? Between what walls would the sound of vibrant music and theater echo and spread today if Rote Fabrik was never opened as a non-profit-driven cultural center for the rioting young people who protested in the in the summer of 1980?

At this point, it is needless to point out the contradiction that poignantly did not shake my numbness at the beginning: the ideology that

Rote Fabrik stands for and the one represented by its Taiwanese double. Reincarnated from a silk mill, later a home for the marginal youth with long pent-up anger when «Züri bränt», the cultural center itself has been cultivated and operated in the opposite of consumerism, advocating for inclusion and social issues. Taking its name for promoting an essentially morbid ideology is not yet evil, but at least an arbitrary and careless action. This denial and repurposing of the name Rote Fabrik is not only a manifestation of the capital consumerism but also an offense that tramples upon almost every virtue such a place can embody.

But let’s take a step further: what does it mean to be a cultural center? Solely according to its definition, it should be an organization, building, or complex that promotes culture and arts. Being more than a home for music and theater, what culture should it promote exactly? As someone who unfortunately grew up without such a space (or place, more accurately) this idea sounds so distant yet exciting to me. Unlike commoditized art galleries or performance venues, it should be a place for ALL cultures, which challenges commercial entertainments, welcomes, accomodates, and embraces multi-cultural expressions while connecting and representing the local community’s voice. More significantly, it should be a platform for cultural communications, despite any linguistic barriers, like an envoy who sails fearlessly across all seven oceans and builds bridges upon unfamiliar territories, using the only common language that all human beings share: culture. And this includes the underrepresented ones: Eastern, Latin, African, immigrated, and etc. Who else would speak for them if not cultural centers? Through what other means would they be recognized and discussed if their voices are not conveyed and amplified through organizations like cultural centers?

It indeed sounds like a sublime and noble mission. To a certain degree, I would propose that such action itself is a path to decolonization, at least an attempt to break the closed loops in both Western and Eastern cultural scenes. Both loops are well-established, self-sufficient systems, inclusive and accessible mostly to its own kind. While the influences of the West still possess hegemonic power over every single continent, becoming a myth itself, most other voices remain unheard or at least under-recognized. As people outside of the mainstream Western loop, we often tend to romanticize and project ourselves onto those seemingly superior myths, fantasizing of becoming part of them, without realizing the fact that we can never be. And we should never be.

And so should the cultural centers. Rote Fabrik should be nothing else but it’s authentic self as well. It should be irreplaceable and un-representable, and an identical name would never be sufficient enough to carry its abstract significances. The Taiwanese cosmetics brand, whose principal signification is the opposite of the cultural center, rendered this name into a decorative emblem – a hollow invention – with only a void attached to its name.

By Sixuan Tong & Jiabui Feng

Sixuan Tong is a design practitioner from China. She currently lives in Brooklyn for her graduate studies in Communication Design at Pratt Institute, New York.

Jiabui Feng is a China-born graphic designer based in Shanghai. The focus of her work is a conceptual implementation through a strong use of typography and graphic in the fields of print, motion design.

Wir brauchten keine Alternative. Die dunkle, nach kaltem Rauch und verschüttetem Alkohol riechende Halle, der schmale Schlot aus rotem Backstein, die mit alten Teppichen vollgepflasterten Übungsräume. Der Blick übers Wasser, an den riesenhaften Mammutbäumen vorbei, nach Zollikon, ins Seefeld, von wo die Anwohner die Polizei riefen, wenn der Wind die Klänge der Seebühne, den Puls der ausufernden Partys über die Wasserfläche trug. Die Rote Fabrik war die Alternative. Das AJZ, Xenix, Provitreff, Kanzlei. Wir hatten genug damit zu tun, den Alternativen Form zu geben, sie mit turmhohen Marshallverstärkern zu füllen, mit Basisdemokratie und durchtanzten Nächten.

Was ist anders, wenn mein Sohn 2020 sein eigenes Bier braut und im WG-Plenum Entscheidungen trifft, im Schlafzimmer Velos repariert und damit als Critical Mass durch die Stadt fährt.

Alles, was dieses Jahr gefeiert, ans Licht gerupft, noch einmal festgeschrieben wird, Das ist anders. 1980. Meine Jugend war Teil einer kleinen, lokalen Revolution. Und jetzt wird sAchzgi 40gi. 30 Jahre Kino Xenix, 30 Jahre Videoladen, 40 Jahre Rote Fabrik, 50 Jahre F+F. Ich brauche diese Jubiläen nicht, sie binden Energie und machen alt. Das Vergangene hervorzerren, und sich in seinem Scheinwerfer um die eigene Achse drehen. Sie langweilen mich, die Jubiläen, es sei denn sie helfen Fragen zu stellen, ob wir dieses Gastro- und Eventparadies so wirklich wollen, zum Beispiel. Anstatt geträumtähnlich zu wiederholen, dass «wir» die Initialzündung waren für Zürichs heutige Ausstrahlung.

Mein Jugendjahrezehnt wird Geschichte. Leuchtpult und Reisschiene, die Methoden, wie wir Plakate, die Fabrikzeitung machten, Repromaster, Filme und Folien und von Hand ausgeschnittene Buchstaben, für meine Studierenden ist das nur historisch und null Referenz.

Noch befremdlicher ist die Erkenntnis, dass diese Geschichte nicht so kanonisiert wird, wie ich sie erlebt habe. Nicht, weil ich mich in «Heute und danach» nicht wiederfinde, sondern in ein Album blicke, in dem irgendwie alles verrutscht ist. Musiker_innen, die ich als einflussreich betrachtet hatte, werden zu Randerscheinungen, andere bekommen eine Wichtigkeit, die sie aus meiner Sicht nie gehabt haben. Weil öffentlich erinnern darf, wer etwas geworden ist, es zu etwas gebracht hat, in den 40 Jahren. Geschichte schreiben die, die sich artikulieren können, gewohnt sind zu sprechen, als MusikerIn, Journalist, HistorikerIn. So webe ich gebauchpinselt mit an der Versteinering einer Geschichte, die – wie jede andere – mehrstimmig und widersprüchlich ist.

Und wozu dient die Erinnerungsarbeit in Bezug auf das Zürcher 80gi eigentlich? Dem Nicht-Vergessen? Dem Heldenmythos einer Revolte? Der Sicherung eines gebührenden Platzes in der gesellschaftspolitischen Geschichte der Stadt? Weil man das einfach so macht, wenn man einen runden Geburtstag hat?

«Zur Reaktivierung dieses gemeinsamen Gedächtnisses leisten Medien, Politik, Museen und Jahrestage ihren Beitrag. Eine Gruppe schafft sich auf diese Weise ein gemeinsames Gedächtnis, das das kollektive Selbstbild in der Vergangenheit verankert und Orientierung für die Zukunft ermöglicht» schreibt Aleida Assmann in «Formen des Vergessens».

Der See. Im Sommer im Winter, der See. Eine Saison lang betrieb der Ziegel die Bar vor der Segelschule. Die Männer legten uns ihre Penis-se auf die Theke, Nacktbaden. Und wir machten

HÄSCHS NÖD GRÖSSER?

spöttische Sprüche, Frauenpower. Auch den baren Brüsten blickten wir in die Augen. Es fühlte sich an wie eine Alternative und roch nach viel, viel Freiheit. In manchen Augenblicken überholte die Realität die Utopie. Es war grossartig. Auf derselben Bühne stehen wie die Au Pairs, Jeffrey Lee Pierce, wie Living Colour und Fred Frith. Sich das Recht nehmen, in Ruhe die Zigarette fertig zu rauchen, wenn sich ein Gast im beinahe leeren Ziegel an einen Tisch setzt. Die endlosen Sitzungen in AGs, der Betriebsgruppe, die VVs und Mitgliederversammlungen. Der durchgedrehte Francis, sein wohlsortiertes Schlafzimmer vor den Übungsräumen, der am Boden ausgebreitete Schlafsack, daneben millimetergenau ausgelegt seine Zahnbürste, Schuhe, eine gefaltete Hose. Sein Geruch, der uns entgegenschlug, kaum hatte ich die schwere Metalltür geöffnet. Manchmal bat er um etwas Münz, wenn wir ihm in den Gängen begegneten, erstaunlich klar kamen die Sätze, verglichen mit den wilden Wortkaskaden, an die wir gewohnt waren. Einmal wog Francis die 20- und 50-Rappen Stücke, die ich ihm in die Hand geleert hatte, argwöhnisch in der Hand und fragte: Häschs nöd grösser? Eine Alternative zu erlernten und ausgehöhlten Regeln. Eine Alternative zu einer Stadt, die mich nicht meinte, mir kaum Lücken bot, zwischen dem schleimigen Lateinlehrer am Mädchen-gymi und den mobilen Discos in Turnhallen und Gemeindegälen. Ohne 1980 hätte ich die Lücke möglicherweise gar nicht bemerkt? Eine Alternative zu den zwei einzigen Lokalen in Zürich, die an Wochenenden bis 2 Uhr geöffnet waren, eine Wahl zwischen grölednen, uns anstarrenden Männergruppen im Johanniter und der schicken, teuren Helvti am Stauffacher. Das Floss, mit Blick auf die Berge. Das Gebüsch, in dem sich Spanner versteckten. Die Skins, die Konzerte überfelen, mit ihren Glatzköpfen und Kampfstiefeln. Tagsüber, im Mittagslicht, nachts. Der See.

Müsste ein solcher Ort nicht so gebaut sein, dass er weitersprudelt? Ich bin nicht mehr oft zu Gast in der roten Fabrik, das pralle Leben scheint mir dort aber nicht stattzufinden. Müsste es das? Wenn ich den Veranstaltungskalender studiere, erinnere ich mich, dass ich im Fabrikvideo einen Kurs besuchen wollte, vor 25 Jahren. Fabrikjazz. Zischtiigmusig. Film am See. Könnten zeitliche Beschränkungen, von Jobs zum Beispiel und Raummieten – wie es zumindest bei den Künstlerateliers heute praktiziert wird – Erneuerung garantieren, Verkrustung verunmöglichen?

Das Sofa und das grosszügige Wohnzimmer in einer befremdeten WG, am Stadtrand gelegen, die WG frisch eingezogen, dieses Sofa war für mich der Beweis, dass wir versagt hatten. Nicht standhielten, korrumpiert von Wohlstand und Privilegien. Der Inbegriff bürgerlicher Normen, ein neues, dunkelblaues Sofa.

Kürzlich schrieb in der Fabrikzeitung Anja Nora Schulthess am Beispiel von Fredi Meier alias Herrn Müller, dass die 60-Jährigen 80er-Bewegten die eigentlich Coolen, Innovativen wären. (Auch Frauen?) Wie beschämend das sei für eine Dreissigjährige. Und ja, manchmal komme ich mir unkonventioneller vor; als meine Gedächtnis, das das kollektive Selbstbild in der Vergangenheit verankert und Orientierung für die Zukunft ermöglicht» schreibt Aleida Assmann in «Formen des Vergessens».

Der See. Im Sommer im Winter, der See. Eine Saison lang betrieb der Ziegel die Bar vor der Segelschule. Die Männer legten uns ihre Penis-se auf die Theke, Nacktbaden. Und wir machten

Und natürlich hätte es weiter gehen können, hätten wir, hätte ich weiter gehen können, viel weiter. Ich hätte gern eine kollektive Familie gelebt. Mehrere Kinder mit mehreren Eltern. Gleichberechtigt in alle Richtungen. Hätte mir gewünscht, dass meine Freundin als Transfrau zumindest an der Bar in der grossen Halle mit den Sheddächern wie eine Heldin befragt, mit bewundernden Blicken bedient wird. Dass wir Gleichstellung in Turbogeschwindigkeit umsetzen. Aber nie, nie hätte ich mir träumen lassen, dass ich reihenweise Herren in der Mid-life Crisis zusehen werde, wie sie ihre gleichaltrigen Partnerinnen verlassen, um sich mit sichtbar jüngeren Frauen zu paaren. Und nie mir vorstellen können, dass ein Recht auf Abtreibung wieder diskutiert wird. Ich habe damals auch behauptet, dass ich niemals mit einem Computer arbeiten werde. Und wir waren überzeugt, dass es die AHV nicht mehr geben wird, wenn wir in die 60er kommen.

Die Ausnahme, die Ausnahmegeneration sind wir, hat mich eine Freundin vor Jahren aufmerksam gemacht. Die Herausgefallenen, aus der Norm. Nicht die anderen. Meine kleinräumige Welt und wir in ihrem Zentrum hat sich einmal kurz und nachhaltig umgedreht.

Und wer ist «wir»? Eine wogende Menge, die mich trug. Ein derart überwältigendes Gefühl von gemeinsamem Aufbruch kann nicht «ich» heissen. Ein kurzlebiges, flammendes Wir. Die Grabenkämpfe habe ich vergessen, die Misstöne, die Zersplitterung. Orte wie die Rote Fabrik haben mich in sehr kurzer Zeit politisiert, kollektiviert und in eine formbare Welt katapuliert. Es war berauschend. Und produzierte Abschluss, rücksichtslos, unbewusst und selbstgerecht. Wer ein fabrikneues Rennrad mit ins Zimmer nahm war suspekt, wer mit einem Journalisten sprach, sich vom falschen Logo sponsoren liess. Wer Kinder bekam, wurde im Alltag sich selbst überlassen, eine glaubwürdige Feministin hatte lesbische Affären vorzuweisen. Die Männer, die ihre Hoden zu Verhütungszwecken in heissem Sand badeten, belächelten wir. Und trugen unseren Nonkonformismus zur Schau, indem wir die Haare bleichten und Autoposen schlitzten.

Meine Mutter interessierte sich neugierig und ernsthaft für die selbstverwalteten Orte, an denen ihre Töchter in Mikrofone krächzten, in zerrissenen Ballkleidern vor Publikum traten oder einfach nur lernten ein Verstärkerkabel fachgerecht zusammenzurollen. Ihr Auftauchen war mir peinlich. Heute tritt der Mitbewohner meines Sohnes mit seinem Vater im Moods auf und die versammelte WG, inklusive Eltern sitzt in der vordersten Reihe. Während ich krampfhaft überlege, ob ich in der WG unangemeldet läuten soll, wenn ich in der Nähe bin, bietet mir mein Sohn lächelnd ein Bier an und ein Mitbewohner führt mir den neuen Staubsauger vor. Ganz selbstverständlich leben unsere Kinder in einer Wohngemeinschaft, retten Demeter-Gemüse und tragen Kleider vom Caritas. Sie setzen sich bequem ins Helsinki, den Ziegel und auf die Josefswiese, und wenn wir danebenstehen stört sie das nicht im Geringsten. Sie schauen uns in die Augen, fragen, wie es uns geht und diskutieren entspannt über ihre Drogen- und Ausgehgewohnheiten. Nur wenn ich einen Satz mit «In den 80er Jahren» anfange, verdreht mein Sohn die Augen und ergänzt, «und gäll, i dä Kunscht!».

Heute brauche ich Alternativen. Grosse, weitreichende. System change. Offene Grenzen. Subito. Und ein Treffpunkt wäre schön. Für uns Erbinnen, Immobilienmakler, Hausbesitzerinnen,

Sozialempfänger, Stadträte, Taxifahrerinnen, Aktivistinnen. In allen Fällen jedoch bereits oder in Kürze: AHV-Bezügerinnen. Schwatzen, schimpfen, diskutieren. Radikal altersmilde. Lieder spielen, vorlesen, auflegen. Mehr tanzen. Zentral gelegen, keine Treppen, darf um 23 Uhr schlüssen. Wer Ergänzungsleistungen bezieht, wird von den anderen eingeladen. Immer. Und wer klönt, fliegt raus. Da wir nicht mehr so viel trinken, früh müde sind und das Essen zuhause besser ist, müsste die Bar vermutlich gesponsort werden, subventioniert. Damit können wir umgehen. Und eine zeitliche Beschränkung ist überflüssig, denn das Sterben ist in Reichweite gerückt.

Ich werde ganz gern älter und erinnere mich. Als «wir» oder als «ich», ohne Wehmut, auch an die zwei Jahrzehnte in der Roten Fabrik, den illegalen Kellerbars, der Wohlgroth, die mir ermöglichten mich auszutoben, an die Ränder zu denken. Es soll sich nur verändern dürfen, das Erinnern, verschieden sein, zweifelhaft und kurvig. Wird die Klimajugend Jubiläum feiern? Woran wird sich Freiheit für meinen Sohn festmachen?

Von Ilia Vasella

Ilia Vasella leitet den Studiengang Visuelle Gestaltung und die Abteilung Jugendkurse an der F+F Schule für Kunst und Design. Im Frühling 2021 erscheint ihr Debüt im Dörlemann Verlag.



Rote Fabrik

Energizing
Tonic Water
with Pomegranate

120ml

Rote Fabrik

ROSY-WHITE
CLARIFYING CLEAN
BLANC-ROSE
NETTOYANT CL

Natural Elements
Séments naturels

Rote Fabrik

ROSY-WHITE STEM CELL
MOISTURIZING CREAM
CRÈME HYDRATANTE
ESSENTIELLE À LA CELLULOSE

ESSENTIAL FOR THE
ESSENTIELLE POUR LA

Rote Fabrik

ROSY-WHITE
ESSENTIAL OIL CONCENTRATE
ESSENTIELLE À LA CELLULOSE

Rote Fabrik

ROSY-WHITE
ESSENTIAL OIL CONCENTRATE
ESSENTIELLE À LA CELLULOSE

Rote Fabrik

Rosy-White
Rose Stem Cell Eye Whitening Depuffing
Essential Oil Concentrate

ANGRIFF DER SENIOREN

Aus der Roten Fabrik sollten Alterswohnungen werden – das wünschten sich im Jahr 2003 Vertreter*innen des Vereins Aktiver Senioren mit einer Motion im Gemeinderat. Gemeinderat Kurt Krebs erklärte damals in einem Interview mit der WOZ, wie er sich das vorstellte.

WOZ: Herr Krebs, Sie wollen die Rote Fabrik beanspruchen. Wird es das erste Altersheim inklusive Kulturzentrum für SeniorInnen werden?

Nein, es gibt kein Kulturzentrum! Das möchten wir ja gerade an einen anderen Ort hintun. Es gibt genug Möglichkeiten. Zum Beispiel die Katakomben im Werdhochhaus. Der Stadtrat weiss auch gar nicht, was er mit denen machen soll. Arthur Bernet (Präsident des «Vereins für aktive Senioren», Anm. d. Redaktion) hat die schon gesehen.

Was sollen Kulturinteressierte mit einem unterirdischen Labyrinth anfangen?
Für Veranstaltungen würden die sich sicher eignen. Da unten ist es ja dunkel.

Und in den Ateliers und Übungsräumen der Roten Fabrik werden dafür künftig SeniorInnen hausen?
Nein! Die Rote Fabrik müsste zu einer Alterswohnsiedlung umgebaut werden. Anstoss für diese Idee war die alte Wäscherei gleich nebenan, die ja auch ungenutzt wurde.

Genau, da wohnt jetzt Patricia Kaas. In einer ziemlich teuren Wohnung übrigens. Haben die RentnerInnen denn so viel Geld?

Das müssen ja nicht so teure Wohnungen werden.

Stimmt, die könnte man ja auch von der Stadt subventionieren lassen.
Ja, genau. Irgendwo findet man immer wieder Geld!

Das Stimmvolk hat sich 1987 für ein Kulturzentrum Rot Fabrik ausgesprochen.
Das stimmt, aber es ist schon oft über vieles abgestimmt worden. Man kann ja wieder mal abstimmen.

Was würde mit all den Leuten passieren, die jetzt in der Roten Fabrik arbeiten? Die Zeiten sind hart, die Arbeitslosenquote steigt. Ist das nicht verantwortungslos?
Die würden ja nicht arbeitslos. Die hätten ja dann ihr Kulturzentrum anderswo.

Könnte man die nicht weiter beschäftigen, zum Beispiel um SeniorInnen mit Kultur bei Laune zu balten?
Nein, das braucht es gar nicht. Es soll ja nur Wohnungen geben.

Würden Sie gar nichts von der Infrastruktur übernehmen wollen? Zum Beispiel die Soundanlage, den Tüggelikasten oder Jaskarten?
Nein. Ich glaube nicht, dass Tüggelen ein Bedürfnis wäre.

Aber das hält fit!

Ja, aber trotzdem nicht.

Ibnen ist die verkehrstechnische Erschliessung wichtig, und die sei bei der Roten Fabrik gewährleistet. Es gibt aber Orte, die noch besser erschlossen wären, zum Beispiel das Opernhaus. Das ist zentraler. Und Ausblick auf den Zürichsee bat man dort ebenfalls. Weshalb wollen Sie nicht das zu Alterswohnungen umbauen lassen?
Das ist schon etwas anderes.

Es ist auch ein Kulturhaus.
Aber es gehört dem Kanton.

Richtig. Und die Rote Fabrik gehört der Stadt.
Ja. Aber das Opernhaus sähe ich nicht an einem anderen Ort. Das Opernhaus ist etwas Festes. In der Roten Fabrik hingegen gibt es viele Gruppierungen.

Eine andere Idee wäre, die Rote Fabrik abzurreissen und einen Park zu errichten, der nur für alte Leute zugänglich ist. Davon würden mehr alte Leute profitieren als von ein paar wenigen Wohnungen. Wäre das wahltechnisch nicht besser für Sie?
Mit einem Park wohnen sie noch nirgends. Ein Heim müssen sie haben, das ist wichtig!

Und noch wichtiger: mit Seeanstoss!

Ja. Wohnungen für Alte wären die sinnvollere Nutzung des Geländes. Die jungen Leute könnten in den Schiffbau.

Dort gibt es aber keinen Seeanstoss.
Das stimmt, aber die Jungen schauen ja nicht auf den See.

Ach so.

Ja, die sind ja in der Halle drin, wo es dunkel ist.

Das stimmt nur bedingt. Im Sommer, wenn Openair-Konzerte stattfinden, wagen sich die Jungen an den See.
Ja. Neinei.

Doch. Aber lassen wir das. Werden Sie selber einmal in der Roten Fabrik wohnen?
Es wäre sicher schön da draussen. Aber ich werde das wohl nicht mehr erleben.

Das Interview erschien am 6. Februar 2003. Kurt Krebs sass noch bis zu seinem 70. Geburtstag im Jahr 2006 im Gemeinderat, als Vertreter der SVP-nahen Seniorenliste (SL). In seinen vier Jahren als Gemeinderat reichte er drei Vorstösse ein – in allen ging es um Altersheime. In der Zwischenzeit ist Kurt Krebs verstorben.

Sein damaliger Mitstreiter Arthur Bernet (SVP) lebt noch. Wir erreichen ihn an einem Nachmittag im September. Bernet lebt am Zürichberg. An die Motion, die er mitunterzeichnet hat, mag er sich nicht mehr erinnern. Von einem Altersheim heutzutage erwartet der 86-Jährige nicht mehr unbedingt direkten Seeanstoss, aber dass es Ehepaaren wenigstens mehr Platz biete, als dies derzeit oft der Fall sei: «Ein einziges Zimmer für zwei, das geht nicht mehr, das ist auf die Dauer zu eng. Ich würde mir wünschen, dass es in den Zürcher Altersheimen heutzutage zwei Zimmer für ein Ehepaar gäbe.» Das ist gut nachvollziehbar.

Derweil sind in der Roten Fabrik erste langjährige Kollektiv-Mitglieder im Pensionsalter angekommen, und die Idee eines Rote-Fabrik-Altersheims scheint plötzlich gar nicht mehr so abwegig: Wo, wenn nicht hier, würde man als 80er-Bewegte*r am liebsten alt werden und seinen Lebensabend verbringen? Die Kantine Ziegel Oh Lac ist zudem ebenerdig und barrierefrei eingerichtet, es hat zwischen den Tischen sogar genügend Platz für Rollatoren, Corona sei dank. Und auch bei zeitlich ausufernden Jassrunden mit Gleichaltrigen oder bei Facetime-Konferenzen mit Enkelkindern gibt es keinen Konsumationszwang; möchte eine doch etwas trinken, kann sie sicher sein, dass das Angebot noch immer mehr oder weniger dasselbe ist wie anno dazumal, und auch die Preise haben sich nicht gross verändert – alte Menschen mögen diese Beständigkeit, schnelle Veränderungen sind ihnen ein Graus. Diesbezüglich ist noch zu erwähnen, dass auch Stammgast F. seinerseits im Pensionsalter, für maximale Kontinuität sorgt. Für ihn ist die Rote Fabrik bereits das

Altersheim, das andere sich wünschen. Das Beste aber an der Roten Fabrik ist die hohe Frequenz von Besucherinnen und Besuchern: In welchem andern Alters- und Pflegeheim kommen jeden Tag so viele junge Menschen zu Gast, und wo gibt es so viel Unterhaltung, für die Gäste und die Stammgäste? Es wird einem hier wahrlich nie langweilig oder gar einsam. Bleibt als letztes absolutes Plus noch der auch von den Aktiven Senioren 2003 erkannte Luxus des Seeanstosses. Doch ausgerechnet den geniesst man im Alter gar nicht mehr unbedingt so sehr – es zieht, so nah am Wasser. Und in der Nacht zeigt sich der See düster schwarz. Da könnte man ja genau so gut in einer Halle wohnen. Das werden sich auch die über 50-Jährigen gedacht haben, die bald im Genossenschafts-Neubau an der Zollstrasse einziehen werden: Hallenwohnen, das ist es! Da kann nicht mal ein Altersheim mit Seeanstoss mithalten.

Interview & Text von Esther Banz

Esther Banz ist freischaffende Journalistin in Zürich

Als einen Veranstaltungspunkt innerhalb eines reichen kulturellen Programms der so genannten Thearena Aktionshalle Zürich des Schweizerischen Werkbundes fand am 4. Dezember 1976 in der Roten Fabrik auch eine SWB-Informationstagung statt. Nicht ohne Grund fiel die Wahl für die «kritische Auseinandersetzung mit Problemen der Kulturförderung» auf diese Lokalität in der Stadt Zürich. Denn im Jahr darauf befand das Zürcher Stimmvolk über eine von der Sozialistischen Partei lancierten Volksabstimmung, mit der dem Stadtrat der Auftrag erteilt wurde, «eine Vorlage zur Nutzung der Roten Fabrik als Kultur- und Freizeitzentrum auszuarbeiten». Die Thearena-Wochen waren erfolgreiche «Funktionsproben» eines solchen kulturellen Programms und fungierten vor der Abstimmung als Werbeträger für die sinnvolle Kulturförderung und finanzielle Unterstützung eines zukünftigen Kulturzentrums.

Es sollte noch bis zu einer zweiten Abstimmung 1987 dauern – die so genannten Opernhauskrawalle Anfang der 1980er-Jahre machten die Forderung nach einem solchen Kulturzentrum nochmals deutlich –, bis die Stadt neben der arrivierten Kultur wie dem Opern- oder Schauspielhaus alternative Projekte und Orte fördern wollte und der Betrieb des Kulturzentrums definitiv aufgenommen werden konnte. Zu diesem Zeitpunkt war der SWB allerdings nicht mehr unter den Gruppierungen, die in die Fabrik einzogen. Er hatte sich vielmehr im Vorfeld des weit über Zürich hinaus strahlenden beispielhaften Umnutzungsprojekts mit den Thearena-Wochen für diesen Ort alternativen Kultur-Engagements eingesetzt.

In den 1960er-Jahren fanden zwei Wettbewerbe zu Neubauten für die beiden grossen Zürcher Theater statt. Trotz bekannten Preisträgern – William Dunkel für das Opernhaus direkt am See und Jörn Utzon für das Schauspielhaus an ebenfalls zentraler Lage etwas erhöht am Heimplatz – wurden die Projekte nie realisiert. Da auch noch Anfang der 1970er-Jahren die «Probleme rund um die Zürcher Bühnen einer kulturpolitischen und urbanistischen Gesamtproblematik» zuzuordnen waren, stellte der Filmemacher Alexander J. Seiler im Auftrag der Ortsgruppe Zürich 1970 eine Arbeitsgruppe zusammen, die sich mit der Situation des Zürcher Theaters auseinandersetzen wollte. Es war dann der Kunsthistoriker und Theaterfachmann, selber Dramaturg, Regisseur, Theaterdirektor und SWB-Mitglied, Hans Curjel, der kurz darauf

in einem Aufsatz in einer den Zürcher Theaterproblemen gewidmeten Ausgabe eines Heftes der SWB Schriftenreihe passende Räume für ein der Zeit gemässes Theater forderte. Das Theater sei «längst nicht mehr das Vorrecht der sogenannten Gebildeten», stellte der über siebzigjährige Curjel fest: «Theater ist nicht mehr «Darbietung», sondern Konfrontation eines Konglomerates verschiedenster Menschen mit dramatischer Poesie, dramatischer Dokumentation, dramatischen Denk-, Frage-, und Aktionsereignissen, dramatischer Abstraktion, in Sichtbarkeit gebrachten automatischen psychischen Vorgängen. Der Theaterraum ist nicht mehr Festraum, sondern ein Denk- und Beziehungsraum.» An Stelle zwei grosser neuer Theaterbauten plädiert Curjel für eine kostengünstige Renovation der bestehenden Gebäude und fordert zusätzlich eine Art «offenes Theater», wie es damals bei Gastspielen mit kurzerhand («elastisch») angepassten Räumen der Züspa-Hallen und der Reithalle auf dem Kasernen-Areal ausprobiert worden ist. Was Zürich fehle, sei ein «Werkraumtheater für Experimente» – eine flexibel nutzbare Hülle. Bezug nehmend auf den «völlig freien Multimedia-Raum», den der Engländer Cedric Price für die bekannte britische Theater- und Filmregisseurin und Gründerin des Theater of Action, Joan Littlewood, entworfen hat, und der unter der Bezeichnung Fun Palace bekannt wurde, schlägt Curjel für Zürich den Bau einer «Aktionshalle» vor.

Es war ein willkommener Zufall, dass im selben Jahr der Veröffentlichung der SWB-Broschüre Zürcher Theaterprobleme, die Stadt Zürich die ehemalige mechanische Seidenweberei Henneberg der damaligen Besitzerin, der Standard Telefon und Radio, abkaufte. Eigentlich sollte der Gebäudekomplex am linken Zürichseeufer abgerissen werden, um die See-strasse verbreitern und einen Seeuferweg realisieren zu können. Die Rote Fabrik mit ihrem Stützensystem und der dadurch frei gestaltbaren Raumeinteilung bot aber genau jene flexible und grosszügige Struktur, die die von Curjel vorgeschlagene «Aktionshalle» haben musste.

An der Orientierungsveranstaltung im Kammertheater Stok vom 26. November 1973 informierte der SWB über das Projekt Thearena Aktionshalle Zürich und stellte die das Thema bearbeitende Studiengruppe vor. Neben Curjel, der kurz darauf verstarb, gehörten Peter F. Althaus, Jürg P. Branschi, Dona Dejaco, Remo G. Galli, Manuel Pauli, Lisbeth Sachs, Christoph

Vitali (Delegierter der Stadtverwaltung), Paul Wehrli und Manfred Züfle dazu. An der Veranstaltung informierte Althaus über Aktionen der Kunsthalle Basel und Werner Ruhnau vom Deutschen Werkbund referierte über die Spielstrasse in München, ein während der Olympiade 1972 realisiertes Projekt eines flexibel bespielbaren Aktionsraums.

Bereits im nächsten Sommer konnte mit den ersten Thearena-Wochen ein Experiment in diese Richtung gestartet werden. Vom 24. August bis zum 7. September 1974 war deswegen auf dem Schiffändeplatz an der Limmat ein Zelt aufgestellt worden. Mit «konkrete[n] Produktionen» wurde versucht «auf neuen Wegen Kulturvermittlung zu leisten». Vor allem das spontane und direkte Mitwirken und die Konfrontation mit ungewohnten Erfahrungen standen methodisch im Zentrum. Das Programm deckte die gesamte kulturelle Bandbreite ab, von Musik, Poesie, Theater, Spiel über die bildende Kunst – sogar bis zum gemeinsamen Backen, einem Karneval und einem Schlusssfest. Viele Künstler wie Hans Fischli, Hanni Fries, Richard P. Lohse oder Schriftsteller wie Franz Hohler, die Gruppe Olten und Adolf Muschg übernahmen einen Workshop, Schulklassen und Studenten der Kunstschule F + F wurden in die kostenlose Vorstellungen und Aktion eingebunden. Darüber hinaus wurden jeden Tag «kritische Stadtführungen» angeboten, an denen die Führenden die «Teilnehmer mit Problemen, Tücken und Sünden der Stadtplanung konfrontier[ten]».

Die Leitung der gesamten Thearena oblag Remo G. Galli. Die Grafikerin Ursula Hiestand gestaltete das Signet in der Art eines Stempels oder ähnlich Verkehrstafeln. Auf jeden Fall macht das eingängige Logo ganz direkt und auf allen Broschüren, Flugblättern und Plakaten angebracht unpräzentiös auf die Veranstaltungen aufmerksam. Die Veranstaltungen waren durchwegs gut besucht und fanden in der Presse ein grosses Echo. Der «kulturelle[n] Jahrmarktstimmung» (Tages Anzeiger) wurde im Allgemeinen Wohlwollen entgegengebracht, und der prozesshafte, bisweilen auch unprofessionelle Charakter wurde durchaus als Teil eines grösseren Experiments verstanden.

Die zweiten Thearena-Wochen fanden ein Jahr darauf zur selben Zeit statt und waren ein grosser Erfolg. Wieder in Zellen untergebracht, bespielten sie diesmal den Münsterhof. Für das dritte und letzte Mal unter der Obhut der Zürcher Ortsgruppe des SWB wurden gleich über mehrere Monate Veranstaltungen geplant

THEARENA AKTIONSHALLE & DIE ROTE FABRIK

und während der Zeit vom März bis Mai 1976 und weiteren Anlässen durchs Jahr die Rote Fabrik in Beschlag genommen. Nun wurde Curjels Konzept einer Aktionshalle für Zürich tatsächlich Realität. 1978 fanden dann die vierten Thearena-Wochen erneut in der Roten Fabrik statt. Allerdings war der SWB dabei nur noch Kollektivmitglied des Vereins, der nun von Galli, Hiestand und Peter W. Gygax geführt wurde. Der Werkbund hatte sich zurückgezogen weil eine Weiterführung unter seiner Führung «zu viele Kräfte auf längere Sicht» gebunden hätte. Schliesslich war das Ziel ja erreicht worden, mit der ersten bis zur dritten Thearena konnten «Experimente alternativer Kulturvermittlung» erprobt werden. 1979 wurden dann die letzten Thearena-Wochen wieder auf dem Münsterplatz abgehalten. Seit der erfolgreichen Abstimmung von 1977 für ein Kulturzentrum war unter diversen Organisationen ein «ordentliches Gerangel» entstanden, was nicht im Sinne der Betreiber von Thearena war.

Die Aktionen Thearena Aktionshalle Zürich waren eigenwillige und in ihrer Art für Zürich originäre Veranstaltungen, mit denen die Ortsgruppe, aber auch der gesamt-schweizerische Werkbund eine öffentlich-wirksame Plattform der Vermittlung und Präsentation von Kunst und Kultur erhielt. Sie waren zudem ein probates Mittel, Brücken zwischen klassischer, alternativer und Volkskultur zu schlagen.

Von Thomas Gnägi

Der vorliegende Text wurde für die Publikation «Gestaltung Werk Gesellschaft – 100 Jahre Schweizerischer Werkbund SWB» verfasst, die 2013 im Verlag Scheidegger & Spiess erschienen ist.

Der Kunsthistoriker Thomas Gnägi war von 2005 bis 2010 am Institut für Geschichte und Theorie der Architektu (gta) an der ETH Zürich in der Forschung zu Städtebautheorien und städtischen Utopien des 19. Jahrhunderts tätig und ist heute für die Leitung des Schloss Werdenberg verantwortlich.

Rote Fabrik
Switzerland

全新 Anti-Pollution

零污染淨肌卸粧潔面
魔力蠶絲凝膠

1秒擽走全面污垢



立即購買

鍾舒漫

零污染 零瑕疵 零暗啞

杜絕自由基·沙塵暴

使用魔力蠶絲凝膠7天，
100%女士用後感覺有別於一般卸粧潔面產品，
潔淨度提高96.8%肌膚透亮度提升近85%，
持續使用，肌膚好似蠶絲般白滑，
膚色更亮白、更均勻通透。

隨著地球環境污染日益加劇，空氣污染越嚴重，裸露皮膚的面積越大，時間越長，受損害的可能性就越大。踏入新季度，Rote Fabrik 針對現今空氣污染問題而推出的Anti-Pollution零污染淨肌卸粧潔面魔力蠶絲凝膠，為女士們因污染而造成的面部缺水及衰老等問題提供最佳修護。

魔力蠶絲凝膠 VS 普通潔面凝膠

Anti-Pollution零污染淨肌卸粧潔面魔力蠶絲凝膠以突破性的瑞士醫學淨化科技研製，為你帶來前所未有的零污染潔面新體驗！普通潔面凝膠只能潔淨皮膚表面的污垢、化粧品，魔術凝膠則有效溶解皮膚深層污垢、化粧品殘漬，深入連毛孔內的黑頭、死皮亦可一併溶解，輕輕一擽，所有污垢帶走。



Before



After

使用技巧：

早、晚取適量於面部及頸部輕輕打圈按摩，卸妝啫喱會逐漸把化粧品溶解，令稠度逐漸增加，形成膠狀，黏走死皮和頑固的不潔物。最後以清水沖洗。

DURCHLÖCHERUNG
DER STADT

So wie das Rauchen in Restaurants, Konzerthallen oder am Arbeitsplatz früher selbstverständlich war, so war und ist es üblich, beim Strassenbau mit der ganz grossen Kelle anzurichten. Das wusste auch die Standard Telephon und Radio AG STR, die Anfang 1970er Jahre ihren Firmensitz in der Roten Fabrik hatte. 1974 verlegte sie diesen an einen anderen Standort, da sie befürchtete, dass die Fabrik den Ein- und Ausfahrten für den viel diskutierten Seetunnel würde weichen müssen. Die Stadt hatte die Liegenschaft 1972 gekauft und schmiedete wiederum Pläne, die Seestrasse bei der Roten Fabrik auf vier oder gar sechs Spuren zu erweitern und einen Park am See zu erstellen. Dies hätte ebenfalls den Abriss der Roten Fabrik zur Folge gehabt. Gegen die Erweiterung der Seestrasse und gegen den Abriss kämpfte die SP Kreis 2. Sie reichte bereits 1974 eine Volksinitiative für ein Kultur- und Freizeitzentrum ein, welche 1977 von der Stimmbewölkerung der Stadt Zürich angenommen wurde. 1980 wurde der Betrieb des Kulturzentrums Rote Fabrik aufgenommen.

Der Kampf der Zivilbevölkerung gegen Strassenprojekte war allerdings nicht immer so erfolgreich. Der Nationalstrassenbau war besonders zäh, da sogenannte übergeordnete Interessen im Spiel waren und der Geldsegen aus Bundesbern von lokalen und kantonalen Behörden gerne angenommen wurde. Für die Stadt Zürich sah die nationale Autobahnplanung in den 1950er Jahren vor die Autobahnen aus dem Westen, Süden und Osten des Landes über dem Sihlraum auf Höhe der Badanstalt Oberer Letten auf Brücken zu verknüpfen, mit dem sogenannten Y. Das Y fand bereits 1955 Eingang in den nationalen Generalverkehrsplan. Es war eine massive Bedrohung für das Leben in der Stadt. Die Autobahnbrücke wäre entlang der Limmat im Kreis 5 zum Oberen Letten zu stehen gekommen, wäre dort mit dem Milchbuckunnel über der Limmat verknüpft worden. Ebenso wäre vom Hauptbahnhof die Brücke angeschlossen worden, die als Verlängerung der später realisierten Sihlhochstrasse vor der Kaserne durch über den Hauptbahnhof hinweg zum Oberen Letten geführt hätte. Später wurde die Brücke über den Hauptbahnhof doch als zu massiver Eingriff verstanden und ein Tunnel in der Sihl geplant. Unter dem Hauptbahnhof befindet sich bis heute ein vorsorglich gebautes Stück Tunnel. Er soll bald als Velounterführung eröffnet werden.

Die Zürcher Arbeitsgruppe für Städtebau ZAS (1959-1989), ein Verein von Architekt*innen, Planer*innen, Bauingenieur*innen, die sich immer wieder für oder gegen städtische Projekte einsetzten, engagierte sich gegen das Y. 1974 und 1977 wurde über zwei Volksinitiativen gegen den Bau des Y abgestimmt (Für ein Zürich ohne Expressstrassen Y). Beide wurden von der Stimmbewölkerung abgelehnt. Allerdings äusserte sich die Bevölkerung der Stadt Zürich für die Initiativen. Schliesslich wurden Teile des Y realisiert: Die Autobahn von Chur wurde als Schneise durch den Entlisberg in Wollishofen geschlagen und über die Allmend Brunau auf die Sihlhochstrasse hoch bis zum Sihlhölzli (1974) geführt. Der Milchbuckunnel von Schwamendingen zum Oberen Letten, inklusive Autobahnschneise durch Schwamendingen (1980), die das Quartier trennte und seither mit Lärm und Luftverschmutzung belastete, wurde 1985 eröffnet.

Bis zur Vollendung des Y sollte die sogenannte Westtangente quer durch die Stadt ab 1970 den Autoverkehr übernehmen. Dafür wurde die Rosengartenstrasse auf vier Spuren erweitert, die 1350 Meter lange Hardbrücke über den Kreis 5 und die Bahngleise gebaut. West- und Seebahnstrasse quer durch das ganze Sihlfeld je zweispurig pro Richtung von und zum Sihlhölzli geführt. Ebenfalls als Entlastung oder als Ersatz des Y wurden Teile eines Autobahnringes um die Stadt erstellt, die Nordumfahrung mit Gubristunnel (1985) und die Südumfahrung mit Üetlibergtunnel (2009). Der Gubristunnel bewirkte keine Entlastung des städtischen Verkehrs, da die Entwicklung des Limmattals und des Glattals mit Arbeitsplatz- und Wohngebieten sowie Shoppingzentren und Fachmärkten schnell und heftig

voranschritt. Die Strecke wird bis 2025 auf sechs Spuren ausgebaut. Zur Eröffnung der Südumfahrung und des Üetlibergtunnels wurden sogenannte flankierende Massnahmen verlangt, um den überregionalen Verkehr tatsächlich ausserhalb der Stadt zu halten. Die Weststrasse wurde zu einer Quartierstrasse mit Tempo 30 umgebaut, die Seebahnstrasse wird in beide Richtungen befahren. Die Lebensqualität im Quartier hat enorm profitiert, ebenso die Hausbesitzenden. Die Gentrifizierung war frappant.

Damit war die Geschichte aber noch nicht zu Ende. 2009 hatte zwar selbst die bürgerliche NZZ (20.04.2009) ein Einsehen: «Während sich der Verkehr von drei Autobahnen seit 40 Jahren in die Stadt ergiesst und die Umfahrung (Üetlibergtunnel, Anm. d. A.) erst jetzt bereitsteht, ist nüchtern festzustellen, dass Zürich Opfer einer gigantischen Fehlplanung geworden ist.» Allerdings applaudierte sie gleichzeitig dem neu vorgeschlagenen Stadttunnel. Dieser sollte von der Allmend Brunau nach Dübendorf führen und dort an die Autobahnanlüsse geknüpft werden. Eine Verzweigung im Zürichberg drin sollte zum Tiefenbrunnen führen, genannt Adlisbergtunnel, so dass die Goldküste, die bis heute keinen Meter Autobahn hat, besser autoerschlossen wäre. Der Stadttunnel ist im Verkehrsrichtplan des Kantons Zürich mit Datum Oktober 2019 immer noch eingetragen, ausserdem auch ein Tunnel vom Burgwies (unterhalb der Psychiatrischen Universitäts Klinik, ehemals «Burghölzli») nach Wالتikon (Gemeinde Zumikon, höchstes Durchschnittseinkommen im Kanton Zürich). Auch eine Ersatzvariante Seetunnel ist noch als gestrichelte Kurve im See zu finden. Der Regierungsrat bat 2017 den Bundesrat, das Y aus dem Nationalstrassennetz zu streichen und dafür den Stadttunnel von der Brunau nach Dübendorf (mit Halbanchluss am Sihlquai) einzutragen.

Es gab verschiedene Versuche, die Rosengartenstrasse zu entlasten. Die Idee dazu war der Waidhaldentunnel, der den Bucheggplatz mit Zürich West verknüpft hätte und als eine Art Miniumfahrfunktionieren hätte sollen. Der bisher letzte Versuch war die Planung eines vierspurigen Tunnels vom Milchbuck zur Hardbrücke mit Anschluss am Bucheggplatz. Dafür wäre die Rosengartenstrasse mit Tempo 30 lebensfreundlicher gestaltet und mit einer Tramlinie versehen worden. Ein Tunnelportal beim Wipkingerplatz, mehrere abzureisende Häuser, eine lange währende Baustelle und Gentrifizierung der Quartiere waren Schwachstellen des Projekts. In der Abstimmung vom 9. Februar 2020 lehnten die Stimmberechtigten des Kantons Zürich das 1,1-Milliarden-Projekt ab. Zu teuer, zu wenig Nutzen, zu viel neuer Verkehr waren Argumente gegen das Projekt. Implizit war es aber wohl das Wissen, dass dieses Projekt nichts mit der zukünftigen Mobilität in Städten zu tun hat.

Der Widerstand gegen diese wahnartigen Fehlplanungen formierte sich in Gruppen wie «Allianz alli gäge d'Brugg – Weder Trugg no Bunnel», «Luft und Lärm», «Kur- und Verkehrsverein Wipkingen», «IG Westtangente». In den 1980er Jahren und bis heute spielt der Verkehrsclub der Schweiz VCS eine sehr wichtige, engagierte und ideenreiche Rolle gegen den Ausbau der Strassen und Parkplätze, für den öffentlichen Verkehr (z.B. Durchgangsbahnhof im HB) und den öffentlichen Raum (z.B. autofreies Limmattalquai). Die Denkweise, dass der Autoverkehr durch die Stadt muss, die Stadt nicht an Qualität und Standortgunst einbüsse, ihre Wirtschaft gar zum Erliegen kommen könnte, ist jedoch bis heute in vielen Köpfen verblieben, obwohl das Gegenteil längst bewiesen wurde.

2008 ging ein Video der «Sprengung der Hardbrücke» viral. Aktivist*innen rund um das Stadtlabor hatten ein wirklichkeitsnahes Modell gebaut und gesprengt. In vielen Städten wurden in den vergangenen Jahren tatsächlich Expressstrassen rückgebaut. Bekanntestes Beispiel ist Cheonggyecheon in Seoul, die 2003 abgerissen und in einen Park verwandelt wurde. Auch in Nordamerika gibt es viele Beispiele, wo die Ex-

pressstrassen, oft Viadukte entlang der Meeres- oder Seefront, abgebaut wurden, wie der Harbor Drive Freeway in Portland, der Central Freeway und Embarcadero Freeway in San Francisco oder der West Side Highway in New York City.

In der Architektur-Zeitschrift Hochparterre 5/2002 schreibt Benedikt Loderer einen Artikel aus der Zukunft unter dem Titel «Nach sieben Jahren Zickzack-Planung: Reisst die Autobahn ab?» Er griff dabei die Idee auf, dass sobald die Umfahrung erstellt ist, die Stadtautobahnen zu Allen und Boulevards rückgebaut oder für andere Nutzungen zur Verfügung gestellt werden. Die möglichen städtebaulichen Entwicklungen wurden als Vorher-/Nachher-Gemälde in der Zeitschrift dargestellt. Bernerstrasse mit 4 statt 9-11 Spuren, der Escher-Wyss Platz ohne Hardbrücke und die Pfingstweidstrasse ungefähr so, wie sie 2011 realisiert wurde, nämlich als Boulevard. Loderers Szenario beschrieb ein Volksfest, welches am 7. Mai 2017 stattfinden würde. Am darauffolgenden Tag würde die Hardbrücke abgerissen und der Rückbau 2020 beendet worden sein. Inzwischen befinden wir uns in ebendiesem Jahr 2020 – und der Optimismus von Loderer ist leider nicht Realität geworden.

Aber immerhin, die Pläne aus den 1970er Jahren, die Rote Fabrik einer Verbreiterung der Seestrasse auf vier und mit Abzweigen auf sechs Spuren zu opfern, wurden dank Widerstand nie realisiert. Eine Verbreiterung hätte mindestens eine Verdoppelung des Platzbedarfs für die Strasse Richtung See bedeutet. Je nach Höchstgeschwindigkeit (60 oder 80km/h) und Einrichtung von Trottoir und Velospur wäre eine Breite von mehr als zwanzig Metern Strassenraum beansprucht worden. Womöglich wären auch noch zahlreiche Parkplätze für die Besucher*innen der Seeanlage erstellt worden. Die Seeanlage wäre immer kleiner geworden und der von der Strasse ausgehende Lärm hätte die Qualität der geplanten Seeanlage stark vermindert. Wären die Pläne des grossen Seetunnels vom Tiefenbrunnen nach Wollishofen mit Anschluss auf dem Gelände der Roten Fabrik Realität geworden, hätte nicht einmal ein Park entstehen können. Das Seeufer wäre nachhaltig verschandelt worden.

Wenn die Strassenwerke am See gebaut worden wären, wäre in der Aktionshalle, in der Taifun- und Drohnendisco, im Ziegel oder in den Ateliers nie so viel geraucht worden. An den Konzerten vernebelte der viele Rauch die Sicht auf die Bands, aber das Feeling war einfach grossartig. Jede Woche ein paar Konzerte. Theater. Ausstellungen, am See hängen. Leute kennenlernen. Mit dem Velo nach Hause schwelgen. Lieb- und Freundschaften entstanden und vergingen, aber die Fabrik blieb. Bis heute. Einige Karrieren in Kultursituationen, in der Politik, in der Kreativwirtschaft hätten nicht stattgefunden, hätten sie nicht in der Roten Fabrik begonnen. Die Alternativkultur war bald nicht mehr alternativ, dafür inspirierte sie das Alltagsleben, die Populärkultur und die Ökonomie. Hätte es sie nicht gegeben, wäre der Kultursektor elitär und exklusiv geblieben. Hätte es die Rote Fabrik nicht gegeben, hätte Zürich den Anschluss an die Entwicklungen in anderen Städten verpasst, wäre die graue Finanz- und Versicherungsstadt geblieben, die sie war, und nie zur kulturreichen, aufgeschlossenen und lebenswerten Stadt geworden. So hängen Rauchen, Lochen und Reichtum zusammen. Und schliesslich sind nur noch ein paar Probleme zu lösen: Bezahlbare Mieten, Klimawandel, ...

Von Philipp Klaus

Der vorliegende Text ist ein angepasster Auszug aus der Publikation zur Geschichte der Roten Fabrik, die Ende November im Limmat Verlag erscheinen wird: IG Rote Fabrik (Hg.), «Bewegung tut gut – Rote Fabrik», ISBN 978-3-03926-008-9

Philipp Klaus ist Wirtschafts- und Sozialgeograph im INURA Zürich Institut. Er forscht, lehrt und publiziert zu Fragen der Stadtentwicklung. inura.ch

